

Die Neue Welt

Nr. 25

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

— Vierwaldstätter See. —

Von Franz Evers.

Es war des Sommers blaue Zeit;
Die Felsen lagen schroff und breit
Heber dem Wasser.
Tief schlummerte die Welle;
Die Luft war lauter Helle,
Und über Tells Kapelle
Glühte ein Freiheitschein.

Auf hohem Steige blieb ich stehn;
Des Schweizerlandes Freiheitswehn
Kühlte die Stirn mir.
Verträumte Winde fuhren
Noch durch die dunklen Kluren,
Und auf des Tages Spuren
Fand sich der Abend ein.

Am Himmel stand ein grüner Stern,
Und übert die See her von Luzern
Klangen die Glocken.
Das war die Feierstunde,
Die hat in weiter Runde
Mit lautem Glockenmunde
Dem Himmel Dank gebracht.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fehibruders. Von F. Niebet.
(Fortsetzung.)

Wir saßen in der Abenddämmerung auf einem am Wege liegenden Baumstamm und hielten Rath.

„Ich schlage vor, daß wir unser Geld zusammenlegen und eine gemeinschaftliche Kriegskasse führen,“ sagte Johann.

Franz und ich waren einverstanden, und so suchte Jeder seine gemünzten Schätze hervor. Es kam kein voller Thaler zusammen, trotzdem ich allein ein mütterliches Geschenk von einer Mark und achtzig Pfennigen beisteuern konnte. Dafür hatte ich auch die Ehre, zum Schatzmeister gewählt zu werden.

„Mein Vormund gab mir ein Thalerstück mit auf die Reise,“ erzählte Johann, „ich habe jedoch das Meiste davon verknüpft: wenn man zu viel Geld hat, lernt man nicht sechten.“

„Wenn ich nicht heimlich durchgebrannt wäre, hätte mir mein Stiefvater vielleicht auch einen Thaler geschenkt,“ sagte Franz.

Ich gedachte in Liebe und Dankbarkeit der Mutter, die mir heimlich ihre letzten Groschen in die Tasche geschoben hatte.

Es wurde dunkel. Wo werden wir die Nacht zubringen? Ich rieth, in einem Ziegelofen oder Strohschober Nachtquartier zu suchen, denn ich fürchtete, daß man uns in einem Wirthshause als ungetreue Gäste betrachten würde. Johann machte den Einwand, daß wir in einem Ziegelofen oder Strohschober bei der herrschenden Kälte erfrieren würden, und fügte hinzu, daß jeder Gastwirth verpflichtet sei, fremden Reisenden, selbst wenn sie Handwerksburschen seien, Obdach zu gewähren.

In später Abendstunde kamen wir nach der Ortschaft Alt-Grottkau. Zagenden Fußes schritten wir dem Wirthshause zu und baten schüchtern die rundliche Wirthin, die im Hofe stand und die Kuh-

magd ausschalt, um Nachtquartier. „Meinetwegen!“ erwiderte sie zu meiner Freude, „aber im „Gaststalle“ schlafen kostet pro Mann einen Böhm.“

Bald saßen wir seelenvergnügt an einem alten, eichenen Tische und streckten behaglich die müden, des Wanderns ungewohnten Beine aus. Keinem jener alten Römer, die das Glück hatten, an der berühmten Tafel des Feldherrn Lucullus zu speisen, dürfte es einmal so vorzüglich gemundet haben, als uns die Brotsuppe schmeckte und die Pellkartoffeln mit Butter. Auch war uns von der liebenswürdigen Anhwagd reichlich zugetheilt worden. Nach dem Essen plauderten wir mit den anwesenden Bauern, von denen der eine so herablassend war, daß er uns eine Piße anbot. Der Gesprächsstoff war ein sehr interessanter.

Einer der Bauern erzählte, daß in einem Nachbar-dorfe eine reiche und angesehenere Bauernfamilie durch ein Gespenst an den Bettelstab gebracht worden sei. Fast allnächtlich habe der Geist im Hause rumort, daß die Töpfe vom Spinde und die Bilder von der Wand gefallen seien, und fast alle Wochen sei in der Wirthschaft ein Stück Vieh „gefallen“, bald ein Pferd, bald ein Rind oder ein Schwein. Der Spuk habe es offenbar auf den Ruin des ganzen Hauses abgesehen gehabt, und sicher wären ihm auch die Menschen zum Opfer gefallen, wenn nicht der Bauer mit dem kleinen Rest seines Besitzthums das Haus verlassen hätte.

„Und wer bewohnt es jetzt?“

„Es steht leer — ganz leer. Kein Mensch mag es kaufen, obwohl es neu gebaut ist. Die Schuljungen haben so lange mit Steinen nach dem Gespenst geworfen, bis keine Fensterscheibe und kein Dachziegel mehr ganz blieb.“

„So ganz leer steht das Haus doch nicht,“ sagte ein Anderer. „Die Muhme Kathrin erzählte, daß ein früherer Knecht des Bauern, ein Kerl, den

* Zehn Pfennige. Der Ausdruck Böhm ist in Schlesien üblich; er rührt aus den Zeiten her, in denen dort böhmisches Geld gangbare Münze war.

er von der Landstraße aufgeklaut hatte, zurückgeblieben sei und ein lieberliches Frauenzimmer bei sich aufgenommen habe. Dem Bauern ist das recht und der Gemeinde auch, denn das Haus steht wenigstens nicht leer.“

„Aber so einem lumpigen Gespenst muß doch beizukommen sein! Wenn garnichts hilft, so läßt man einfach den Scharfrichter kommen, der wird dem Dinge schon auf den Pelz gehen.“

„Alles schon versucht worden. Die Scharfrichter haben dem Bauern ein Heibengeld gekostet. Zuerst ließ er einen aus Oels kommen, dann einen aus Sachsen und zuletzt einen aus Oesterreich — aber es half Alles nichts. Der aus Oesterreich meinte, daß Heerei im Spiele sei; es müsse irgend ein altes Weib im Dorfe das siebente Buch Mose haben, in welchem geschrieben steht, wie man sich die Teufel und bösen Geister dienstbar machen kann. Solange diesem Weibe — es könne vielleicht auch ein Mann sein — nicht beizukommen wäre, ließe sich nichts machen.“

„Was mag das für ein Gespenst sein, ein guter oder ein böser Geist?“ wagte ich zu fragen.

„Eine arme Seele vielleicht. Der Großvater vom jetzigen Bauern soll — so erzählen die alten Leute — seine Frau in einen Tümpel gestoßen haben, so daß sie ertrunken ist. Man hat es ihm freilich nicht beweisen können, aber die Leute wußten, daß er gern Wittwer geworden wäre, um eine andere Frau mit vielem Gelde heirathen zu können. Wahrscheinlich findet die Seele dieses alten Geiztragens jetzt keine Ruhe.“

„Unstimm!“ rief sein Nachbar, „Unstimm, purer Unsinn! Wer heutzutage noch an Gespenster glaubt, ist in meinen Augen ein Dummkopf! Die Muhme Kathrin glaubt den Schwindel auch nicht. Sie hat, als sie noch jung war, bei einer adeligen Herrschaft gedient und dort sehr viel Bildung gelernt. Sie meint, daß der Knecht, von dem kein Mensch weiß, woher und wer er ist, das Gespenst sein mag. Vielleicht hatte er den Bauern aus dem Hause verschreckt,

um selbst darin haufen zu können. . . Wie gesagt, heutzutage glauben nur noch Dummlöcher an Gespenster. Seitdem Papst Gregor das Gefindel verbannt hat, läßt sich kein Gespenst mehr blicken. . . Aber Drachen giebt es und Feuermänner, daran glaub ich, denn ich hab sie mit lebhaftigen Augen gesehen. Ich war ein Bengel von siebzehn Jahren, da nahm mich mein Vater mit nach Strehlen. Wir kamen Abends spät zurück, und wie wir durch den Wald gingen — — —

Ich hätte den Pferdeknecht in den Abgrund der Hölle verwünschen können! Denn gerade, als ich mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Erzählung von Drachen und Feuermännern lauschte, forderte der Kerl trotzig, daß wir ihm augenblicklich folgen müßten, widrigenfalls wir uns ein Quartier im Chausseegraben suchen könnten. So bin ich um die Erzählung gekommen.

* * *

Am anderen Morgen wurden wir zeitig geweckt, und zwar durch das Geräusch, mit welchem der Pferdeknecht seine vierbeinigen Pfleglinge bediente. Wir verließen unser Nachlager, machten Toilette, und um vier Uhr waren wir reisefertig. Durch die offene Stallthür grüßte, einen herrlichen Frühlingstag verheißend, der freundliche Morgenhimmel und mein wanderlustiges Herz entbot ihm fröhlichen Gruß.

Bald aber sollte das heiter gestimmte Herz eine betrübende Lehre empfangen — die Lehre, daß ein Wanderbursch sich seinen Stab aus der Decke schneiden, aber keinen zierlichen Spazierstock mit auf die Walze nehmen soll. Mein mühsam und kunstvoll gearbeitetes Wanderstäbchen war zur Nachtzeit in fremden Besitz übergegangen; wahrscheinlich hatte der kunstsinige Pferdeknecht Geschmack daran gefunden. Ich erinnerte mich, daß dieser beim Schein der Laterne den Stock mit sichtlichem Interesse betrachtet hatte. Alles Suchen und Fragen nach dem Stocke war vergeblich; als ich aber meinen wohlbegründeten Verdacht äußerte, geberdete sich der Kerl wie rasend. Er schimpfte uns „elendes Strahengefindel“, brohte bald, die Hunde auf uns zu hehen, bald, den Grobknecht oder den Wirth zu rufen, blieb aber stets in respektvoller Entfernung von uns. Meine Freunde schlugen vor, den Burschen zu fangen und durchzuprügeln, ich rieth jedoch zur Milde und zum Ausbruch.

Schweigend, und eine Thräne im Auge zerdrückend, verließ ich die Stätte meiner ersten, trüben Reise-Erfahrung.

Hinter der Kreisstadt Grottkau nahmen wir unser Frühstück ein, das ich zum Preise von zwanzig Pfennigen in einem Wirthshause erstanden hatte. Butter, Brod und Salz. Franz machte launend die Bemerkung, daß es eigentlich eine Sünde und Schande sei, wenn sich ein Handwerksbursche Brod kaufe, und da Johann und ich diese Empfindung ehrlich theilten, wurde feierlich der Entschluß gefaßt, im nächsten Dorfe, dessen rothe Ziegeldächer uns bereits aus der Ferne grüßten, zu sechten. . . .

Kaltblütig, stolz und kampfesmuthig, gleich Delben, die entschlossen sind, auf jeden Fall den Feind anzugreifen, schritten wir auf die Ortschaft zu. Bald war sie erreicht. Die Kinder spielten sorglos in der Sonne Ringelreigen und „Alippe“, und die Alten gingen geschäftig ihrer Arbeit nach. Keines schenkte den drei Burschen, die am Eingange des Dorfes standen, Beachtung. Keines ahnte, was dem Dorfe bevorstand. . . .

„Nun los . . . Der Jüngste muß anfangen . . . Fritz ist der Jüngste . . . Vorwärts, ins erste Haus!“

„Aber es ist noch so früh am Morgen . . .“

„Das schadet nichts; auf dem Lande stehen die Leute zeitig auf. Immer vorwärts!“

„Hier im ersten Hause scheinen arme Leute zu wohnen, der Misthaufen und die Scheune sind sehr klein . . .“

„Dann such Dir ein Gehöft mit größerem Düngerhaufen und größerer Scheune aus . . .“

„Ich konnte in der ganzen Ortschaft kein Gehöft finden, welches für meinen Zweck geeignet schien.

Bald hielt ich die Leute für arm, bald für geizig, bald schredte mich ein großer Hund ab, in Wahrheit aber war der hohe Muth gesunken bis zur Feigheit.

Wir gelangten zum Dorfe hinaus, ohne daß Einer von uns gefochten hätte.

Im Freien aber kam es zu einem heftigen Wortgefecht; meine Freunde meinten, daß ich ein Hasenfuß sei, und daß es besser für mich gewesen, ich wäre zu Hause bei der Mutter geblieben. Ich versprach, mein Unrecht gut zu machen und im nächstfolgenden Dorfe den Reigen zu eröffnen. Dieses Dorf war eine große Ortschaft mit stattlichen Bauerngehöften, angefaßt derer ich die Ausrede, daß arme Leute darin wohnten, nicht anwenden konnte. So ersah ich mir die Bewohner eines solchen Gehöftes zu Opfern. Es war ein schwerer Gang — mir war, als hätte ich Bleiklumpen an den Füßen, aber — frisch gewagt! Ich biß die Zähne zusammen, kniff die Augen halb zu und schritt vorwärts. . . Ein Röter fuhr mit wüthendem Gelläuf auf mich zu, und ich hatte Mühe, die kleine Bestie mir mit dem Stocke vom Leibe zu halten.

Im Hausflur hantirte eine dralle Frauensperson um ein Butterfaß.

„Entschuldigen Sie,“ stammelte ich schüchtern, „ich bin ein fremder Handwerksbursche.“

„Geh'n Sie zur Frau,“ raunte sie mir zu und machte eine Handbewegung nach der halboffenen Stubenthür.

Die Freundlichkeit der Magd stieß mir Muth ein, und entschlossen trat ich in die Stube. Eine schöne Frau saß am Bettende und hielt einen Säugling an der Brust. Bei meinem Anblick stieß sie einen Schrei aus, daß die Magd und noch andere dienstbare Geister bestürzt herbeikamen. Ich trat schnell den Rückzug an, und hinter mir drein erschollen die Worte der Bäuerin: „Das Bettelpack wird immer frecher! Jetzt kommt es schon bis in die Stube. Von heut ab kriegt kein Mensch keinen Bissen mehr bei uns!“

Die Magd, die ja eigentlich die Schuld an dem Zorn ihrer Herrin trug, schien Mitleid mit mir zu empfinden, denn in der Hausthür zapfte sie mich am Ärmel und forderte mich leise auf, einen Augenblick zu warten. Bald darauf drückte sie mir ein — Hühnerci in die Hand.

Frohlockend trat ich mit dieser Beute vor meine Genossen. Sie theilten meine Freude. „Wenn wir öfters Eier kriegten,“ meinte Franz, „so würden wir auf der Walze ein ganz vergnügtes Leben führen.“

Ich ermahnte Beide, nimmeh auch ihre Pflicht zu thun, da ich die meinige gethan habe, und ermuntert durch meinen Erfolg, stürmte Jeder in einen Bauernhof. Aber traurig kehrten sie zurück; ihre Bitte um „Unterstützung“ war vergeblich gewesen.

„Es kommen zu Viele!“ hatte Johann zur Antwort erhalten, und Franz war abgewiesen worden, weil es Frühjahr sei, wo es doch Arbeit in Hülle und Fülle gäbe. Leute, die nicht arbeiten möchten, dürfe man nicht unterstützen. Die Lust zum „Sechten“ war uns gründlich vergangen, und traurig schritten wir unseres Weges weiter. Doch nicht verweilt! hatten wir doch einen Schatz erbeutet, das Hühnerci. . . Was beginnen damit? Ueber diese Frage wurde lange berathschlagt, und als eine Reihe von Vorschlägen verworfen worden, einigten wir uns dahin, auf einem Feldrathe ein Feuer anzuzünden und das Ei so lange darüber zu halten, bis es hart und theilbar geworden sei. Drei Theile — das gab für Jeden nur einen kargen Bissen, aber es war ein Leckerbissen.

Wir zündeten Feuer an und hielten abwechselnd unseren Schatz über die Flammen. Da plötzlich — ich hielt ihn just in der Hand — zersprang die Schale und der flüssige Inhalt lief in die Asche. Ein dreifacher Weheruf. . . .

Johann fand zuerst seine Fassung wieder; er löschte das Feuer aus und suchte zu retten, was noch zu retten ging, indem er die Asche wegwies und Eiweiß und Dotter so gut als möglich aufleckte.

Drittes Kapitel.

Schweinebraten und Breslau.

Das Dörflein, in dessen Gasthause wir am zweiten Abend unserer Wanderung Quartier fanden, führte den dustenden Namen „Schweinebraten“. Ein Bauer, den ich nach dem Ursprung des sonderbaren Namens fragte, erzählte mir, daß der Ort vor dem siebenjährigen Kriege anders geheißen habe; der jetzige Name sei ihm zu Ehren des alten Fritz verliehen worden, welcher im Wirthshausgarten höchst eigenhändig ein Schwein am Spieße geröstet habe. Mein Gewährsmann, der auf den Namen nicht wenig stolz zu sein schien, fügte hinzu, daß seit dem siebenjährigen Kriege in Schweinebraten ein ganz besonderer Segen auf der Schweinezucht ruhe; wenn sonst nichts gedeihe — Fleisch sei immer da.

Wir armen Schlucker merkten von diesem Segen nichts und mußten mit Kartoffeln und Salz vorlieb nehmen.

Am anderen Morgen zeigte der Himmel ein trübseliges Gesicht. Als wir eine halbe Stunde gewandert waren, öffnete er seine Schleusen und begoß uns mit kaltem Regen. Nun galt es zu laufen, um dadurch dem Froste zu wehren. Im Eilmarsch ging's von Dorf zu Dorf, und nur, wenn die Himmliſchen es gar zu arg trieben, hielten wir kurze Rast unter schützendem Blätterdache. Am Spätnachmittage erblickten wir die Thürme der schlesischen Hauptstadt. Wie klopfte mir bei diesem Anblick das Herz! Alle die Herrlichkeiten, von denen ich in Büchern gelesen und von Leuten gehört hatte, die sich rühmen durften, in Breslau gewesen zu sein, sollte ich mit eigenen Augen schauen. Wer in meinem Heimathsdorfe von den Wundern der Hauptstadt erzählen konnte, von den großen Kirchen, den Denkmälern, dem Rathhaus und der Liebigshöhe, von den breiten Straßen und hohen Palästen, der wurde von uns Kindern und wohl auch von den Alten bewundert, als müsse an seiner Person ein Abglanz all jener Herrlichkeiten haften geblieben sein. . . . Noch eine Stunde, dann sollte ich Breslau mit eigenen Augen sehen.

Meine Freunde schienen nicht minder stolz und freudig zu sein. „Wir sind doch schon weit in der Welt!“ bemerkte Johann, und Franz fügte selbstbewußt hinzu: „Wenn wir wieder heimkommen, werden sie schöne Augen machen über uns.“

Plötzlich aber ließ er in den Becher unserer Freude einen Tropfen Vermuth fallen, indem er erklärte, umkehren zu müssen, weil er keinen anständigen Noth habe. In seiner alten, abgeschabten Toppe könne er sich unmöglich in Breslau sehen lassen.

Ich mußte mein ganzes Reduertalent entfalten, um den braven Kameraden von seinem unseligen Vorfaß abzubringen. Er gab schließlich unter der Bedingung nach, daß ich ihm mein letztes Vorhemd abtreten müsse, damit, wie er sagte, sein Hals wenigstens eine anständige Kouleur habe.

Ich lieferte ihm das Vorhemd aus, und er machte bei strömendem Regen Toilette.

Zur Dämmerstunde hielten wir unseren Einzug in Breslau. So viel ich auch meine neugierigen Blicke umherschweifen ließ, sah ich doch vorläufig von den gepriesenen Herrlichkeiten so gut wie gar nichts. Häuser, Straßen, Fuhrwerke — ganz wie in Reiffe. Nur die Pferdebahn interessirte uns.

Unsere weishevolle Stimmung wich bald profaischen Gefühlen; Hunger und Kälte peinigten uns, und wir waren bestrebt, unter Dach zu kommen. Ein Herr rieth uns, in die „Herberge zur Heimath“ zu gehen und zeigte uns den Weg.

Schon am Mittag hatte Franz über fürchterliche Zahnschmerzen geklagt, und nun, auf dem Wege zur Herberge, wiederholte sich der Jammer. Es war herzzerreißend. Den Lippen entstrangen sich unartikulirte Laute, und über die rothen, drallen Wangen perlten Thränen. Wir ertheilten allerlei gute Rathschläge, Franz aber schüttelte traurig den Kopf und erwiderte, daß er alle diese Mittel schon früher probirt habe; der Unhold müsse herausgezogen werden — andere Mittel seien vergeblich.

Das Ausziehen wäre allerdings das univervellste Mittel gewesen, aber erfahrungsgemäß üben die

Zahnkünstler ihre Kunst nicht unentgeltlich aus — und da sah der Haken. Wir zählten unser Vermögen nach, und das Resultat war ein höchst betrübendes. Es war unmöglich, den Zahn ziehen zu lassen, und der arme Junge mußte weiter dulden. Da erinnerte sich Johann plötzlich, wie ihm vor Jahren einmal ein Dienstknecht einen Zahn mit Bindfaden herausgezogen habe; was ein Dienstknecht im Stande sei, müsse ein Tischlergeselle auch können. So wurde denn beschlossen, in der Herberge den Zahn mit Bindfaden herauszuziehen; unser Dulder fühlte sich sichtlich getrübt. In der Herberge erfuhren wir zu unserer Freude, daß das Nachtquartier weniger kostete, als wir vermutet hatten, es blieb noch ein Rest für Abendbrot übrig. Wir setzten uns, abseits von den übrigen Gästen, in einen Winkel und bereiteten uns zu der großen Operation vor.

Die Schlinge war fertig — nun, armer Franz, mach Dich gefaßt! Wenn nur die Anderen uns nicht zugaffen möchten! — Vielleicht geht's, wenn Franz den Kopf unter den Tisch steckt? —

„Nanu,“ rief plötzlich einer der Gäste, „dort hat wohl ein Kunde Zahnschmerzen? — Du, Rüsselschaber, hier ist Arbeit für Dich. Verdien Dir was!“

Er richtete diese Worte an einen jungen Mann, der sich sogleich erhob und zu uns trat. „Soll ich den Zahn ziehen?“

„Wenns nicht zu viel kostet,“ erwiderte ich zaghaft.

„Einen Meier.“

„Was ist das?“

„Was das ist? — Zehn Pfennige find's,“ entgegnete der Rüsselschaber spöttisch und schüttelte sich vor Lachen, als ob es gar zu närrisch sei, daß ich nicht wüßte, was ein Meier ist.

Ein Meier — zehn Pfennige! Das war das erste Wort, das wir über die Handwerksburschensprache erfuhren. Ein Meier war noch zu erörtern, wir willigten ein.

„Na, da kommt!“ Er ergriff einen Stuhl und ging hinaus, wir folgten ihm. Unser Ziel war ein Ort mit der bekannten Aufschrift, die den Besuch desselben nur dem stärkeren Geschlecht gestattet.

„Hier setz Dich und fürchte Dich nicht — ein Auck — und die Sache ist gemacht!“ sagte der Zahnkünstler.

Der Patient ließ sich furchtsam auf den Stuhl nieder. „Wuth!“ raunte ich ihm zu, „ein Auck — und Du bist erlöst!“

Franz besaß keinen Muth; aus seinen Zügen sprach unfägliche Angst.

Ein Anzahl Handwerksburschen hatten sich eingefunden, um dem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Sie wurden aufgefordert, unseren Freund festzuhalten.

Ein Duzend Arme schlangen sich um den feinen, schwachen Körper und hielten ihn mit eiserner Gewalt fest. Der Arzt näherte sich seinem Opfer; er hielt ein eisernes Werkzeug in den Händen, das an Größe und Gestalt viel Aehnlichkeit mit einem Revolver hatte.

„Nun mache den Mund auf — so weit Du kannst. Welches ist der böse Zahn? Der? — der? oder der?“

„Au, hm — —!“ stieß Franz hervor.

„Nur ruhig Blut — jetzt weiß ich schon Bescheid,“ tröstete der Andere. „Immer den Mund aufgesperrt, so weit wie's geht.“

Franz gehorchte. Der „Rüsselschaber“ fuhr mit dem eisernen Dinge hinein, — aber es vergingen wohl fünf Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorliefen, ehe er den Zahn gefaßt zu haben schien. Der Delinquent jammerte und stöhnte und stieß ab und zu, wenn das Eisen den Schmerzenszahn berührte, einen gellen Schrei aus; er bezeugte augenscheinlich Lust, auf und davon zu springen und lieber den Zahnschmerz zu ertragen, als solche Marter. „Jetzt aber festhalten — das Instrument figt!“ schrie der Arzt plötzlich mit Kommandostimme und begann mit aller Gewalt zu ziehen. Franz brach in ein fürchterliches Geschrei aus, suchte sich loszureißen und strampelte wie verzweiflungsvoll mit den Füßen. „Los — los — loslassen!“ rang sich zwischen dem entsetzlichen Eisen hervor.

„Festhalten!“ schrie der Arzt, „an den Beinen festhalten! Der Kerl trampelt mir ja meine Beine kaputt!“

Franz wurde auch an den Beinen festgehalten. „Donnerwetter, der figt fest — aber raus muß er!“

Der Unhold setzte mit neuer Kraft an und Franz schrie immer entsetzlicher. Seine verzweifelten Bemühungen, sich loszureißen, waren gänzlich erfolglos, trotzdem ich eifrig bestrebt war, ihm zu helfen. Da brach mit lautem Krachen der Stuhl zusammen. Die Handwerksburschen stoben auseinander. Franz fiel zur Erde und — war frei. Wir führten ihn ins Herbergszimmer zurück und freuten uns seiner Versicherung, daß der Schmerz vorüber sei, trotzdem der Zahn noch völlig fest saß. Der „Rüsselschaber“ meinte zornig, daß er einen so zimperlichen Menschen noch niemals unterm Instrument gehabt hätte. Wir beschwichtigten seinen Zorn, indem wir ihm den vereinbarten Meier bezahlten. Am anderen Morgen in aller Frühe zogen wir zum Striegauer Thor hinaus, ohne die Herrlichkeiten der Hauptstadt in Augenschein genommen zu haben. „In Breslau ist für uns kein Boden,“ sagte Franz. Johann und ich waren derselben Ansicht. (Fortsetzung folgt.)



Die Nihilistin.

Roman von Sonja Kowalewka.

Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flach-Joffhaneam.
(Fortsetzung.)

Nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes, dem mißlungenen Attentat Karakosows und der Verschickung Tschernischewskys nach Sibirien begann in Rußland eine Periode, während welcher es politisch verhältnißmäßig ruhig war. Es ist richtig, auch in dieser Zeit gab es nicht wenige Verdächtige; die häufigen Verhaftungen und Verschickungen dauerten fort. Man kann in jenem Zeitabschnitte nicht eine einzige allgemeine Bewegung nachweisen. Die Epoche der systematischen Attentate hatte noch nicht begonnen. Der eigentliche Charakter der revolutionären Propaganda hatte sich wesentlich verändert, nicht ohne ausländischen Einfluß.

Früher waren Alle mit dem Gedanken an politische Reformen und die Vernichtung des Absolutismus beschäftigt; jetzt kam die sozialistische Aufgabe an die Reihe. Die revolutionäre Intelligenz wurde nach und nach der festen Ueberzeugung, daß wesentliche Resultate, welche sie auch sein mögen, schwer zu erzielen sind, so lange das einfache Volk in Unwissenheit und Armuth bleiben wird.

Um irgend etwas zu erreichen, muß man mitten im Volke arbeiten, eine Annäherung mit ihm suchen, „sich vereinfachen“. Die Menschen dieser Generation kann man nicht besser darstellen, als es Turgeneff im Roman „Neuland“ gethan. Zu der Zahl dieser Naiven und keineswegs verbrecherischen Propagandisten gehörten auch jene fünfundsiebenzig Verdächtigten, die ich soeben erwähnt habe. Sie arbeiteten nicht mit Bomben und nicht mit Dynamit. Die Meisten von ihnen gehörten guten Familien an und waren sich keiner anderen Schuld bewußt, als daß sie unter das Volk gingen.

Sie legten Bauernkleider an und gingen als Arbeiter in die Fabriken mit der geheimen Absicht, inmitten der arbeitenden Klasse Propaganda zu machen. Aber in den meisten Fällen beschränkte sich die Thätigkeit auf den Besuch der Schänken und Märkte, auf revolutionäre Reden und die Vertheilung der Broschüren unter die Bauern.

Die Gebräuche des Volkes und sogar dessen Sprache nicht kennend, faßten die Propagandisten ihre Mission so unpraktisch und ungeschickt, daß sie nach den ersten Versuchen, die „Gährung unter den Arbeitern hervorzurufen“, von den Fabrikbesitzern und den Schankwirthen, nicht selten auch von den Bauern selbst der Polizei übergeben wurden.

So gering auch die praktischen Resultate waren, welche die Propagandisten erreicht hatten, so erachtete es die Regierung dennoch für nothwendig, ihnen gegenüber mit großer Strenge vorzugehen, in der Hoffnung, mit einem Male jeder weiteren Propaganda ein Ende zu machen. Es war der Befehl ergangen, Alle festzunehmen, deren man nur habhaft werden kann. Um zu den Verdächtigen zu gehören und verhaftet zu werden, genügte es, Bauernkleidung anzulegen. Die Verhafteten wurden zur Untersuchung und Verhandlung nach Petersburg geschickt. Obgleich die meisten von ihnen einander nicht kannten, klagte man sie dennoch als Theilnehmer eines und desselben Verbrechens an. So geschah es auch diesmal. Die Behörde wollte durch Klugheit und Energie und durch Strenge der Justiz verblüffen. Thatsächlich wurde die Angelegenheit nicht den Geschworenen, sondern einer besonderen, von der Regierung ernannten Kommission zur Verhandlung übergeben. Es stand aber jedem Angeklagten das Recht zu, seinen eigenen Advokaten zu haben, und der Prozeß sollte bei offenen Thüren geführt werden.

Wie es schien, sah die Regierung nicht ein, daß in einem solchen Lande wie Rußland infolge seiner ungeheuren Ausdehnung und des Mangels an Pressefreiheit die politischen Prozesse das beste Mittel der Propaganda sind. Viele junge Leute, welche Wjeras Gefinnungen theilten, hätten im Verlauf einer Reihe von Jahren nicht die Möglichkeit gefunden, der „Sache zu dienen“, wenn nicht von Zeit zu Zeit politische Prozesse sie darauf geführt hätten, wo die wirklichen Nihilisten zu suchen. Im Allgemeinen erwecken die Angeklagten in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Sympathie. Wenn man auch mit ihnen nicht in direktem Verkehr stehen kann, da sie in den meisten Fällen hinter Riegel und Gitter sitzen, so sind ihre Beziehungen zu den Freunden und Verwandten doch völlig frei, und man bezieht sich, diesen Sympathien zu bekunden. Zwischen den Mitfühlenden und Denjenigen, denen man das Mitgefühl bezeugt, bildet sich ein gegenseitiges Vertrauen, Einer unterstützt und richtet den Anderen auf. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nach jedem politischen Prozeß sich das wiederholt, was in den russischen Sagen erzählt wird: „Auf einen Diesen folgen zehn.“

Auch Wjera erfuhr an sich den Einfluß der politischen Prozesse. Bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Gerichtsverhandlung hörte sie auf, an alles Andere zu denken. Jede Nummer des „Regierungsboten“ wurde für sie ein Gegenstand des aufmerksamsten Studiums. Sie wußte nicht nur die Namen der Angeklagten auswendig, sondern auch die Vertheidiger, und bezieht sich, die erste sich anbietende Gelegenheit zu benutzen, um mit den Familien der Angeklagten Bekanntschaft zu machen. So eröffnete sich für sie das breite Feld der Thätigkeit, wovon sie geträumt: Fünfundsiebzig Familien, durch die Verhaftung ihrer Angehörigen in Glend und Verzweiflung gestürzt, bedurften ihrer Theilnahme. Sie konnte ihnen werthtätige Hilfe erweisen, konnte „der Sache dienen“; und das verschaffte ihr die Möglichkeit, urplötzlich in die Mitte derjenigen Menschen einzudringen, die ihr den Gefühlen und den Ueberzeugungen nach nahe standen. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß sie, von ihren neuen Freunden völlig in Anspruch genommen, auf einmal den Besuch der Vorlesungen und den Verkehr mit mir abbrach. Wenn sie mitunter auf einen Augenblick zu mir gelaufen kam, geschah es nur, um meine Hilfe zu begehren und den ihr so theueren Menschen einen Dienst zu erweisen. Bald mußte ich einen Sammelbogen zu Gunsten der einen oder anderen nothleidenden Familie in Umlauf setzen, bald ein ohne Aufsicht verbliebenes Kind unterbringen, bald einen der hervorragendsten Advokaten zur Uebernahme einer Vertheidigung veranlassen — mit einem Wort, Wjera schenkte weder eigene, noch die Mühe Fremder.

Gegen Ende April war die Untersuchung beendet und die Gerichtsverfahren begannen. Von sechs Uhr früh an drängte sich eine dichte Menschenmenge beim Eingang in das Gerichtsgebäude. Bloß die Besizer von Eintrittskarten durften den Sitzungssaal betreten, die Anderen hielten sich in den Gängen

auf, in der Hoffnung, so rasch als möglich von den Vorgängen zu erfahren. Um halb neun Uhr begann der Einlaß des Publikums, und wir befanden uns plötzlich in einem großen Saal zwischen einem Spalier von Gendarmen, die uns aufmerksam ins Gesicht blickten, als wollten sie unser Recht auf Eintrittskarten kontrollieren.

Ein flüchtiger Blick genügte, um zu erkennen, daß das Publikum aus zwei Kategorien bestand.

Die Einen kamen aus Neugierde wie zu einem seltenen Schauspiel. Das waren zum größten Theil Leute aus der guten Gesellschaft, denen es nicht schwer fiel, Eintrittskarten zu erhalten. Darunter konnte man Damen bemerken, welche die erste Jugend weit hinter sich hatten, schwarz gekleidet, wie es der gute Ton verlangt. Viele hielten Operngläser in den Händen. Offenbar befürchteten sie, das geringste Detail des Dramas könnte ihnen entgehen, das sich vor ihren Augen abspielen sollte. Ihre Neugierde war so gespannt, daß sie alle gern die Gewohnheit späten Aufstehens und die natürliche Scheu vor jeder Verührung mit dem Volke zum Opfer brachten. Fast alle Männer dieser Gruppe sahen wie hohe Würdenträger aus, der Eine wegen der Uniform, der Andere auch schon wegen eines Ordens. In den ersten Minuten waren Alle vor Spannung wie erstarrt. Aber bald war die feierliche Stille gebrochen. Man fand Bekannte, es wurden Begrüßungen ausgetauscht. Die Lebenswürdigkeit der Herren kam in dem Wunsche zum Ausdruck, die besten Plätze den Damen zu überlassen. Nach und nach entspannen sich Gespräche — zuerst flüsternd, dann lauter und lauter. Hätte sich das nicht am frühen Morgen zwischen kalten Wänden und Fenstern, auf einfachen Holzbänken zugetragen, so hätte man glauben können, daß man sich in einem Salon der guten Gesellschaft befand.

Neben dieser Zuschauergruppe war auch eine andere. Diese bestand aus den Freunden und nächsten Verwandten der Angeklagten. Die traurigen, abgehärmten Gesichter, die alten Kleider, das trübe, schwere Schweigen, die Blicke, die sich voll Schreck auf die Thür richteten, in der die Angeklagten erscheinen sollten — Alles in ihnen verräth bittere Wirklichkeit, die Vorahnung eines schrecklichen Ausgangs.

Punkt zehn Uhr hört man den gewohnten Ruf: „Der Gerichtshof kommt!“ In den Saal treten zwölf Senatoren, alle greise Männer, die mehr Orden an der Brust als Haare auf dem Kopfe hatten; unter ihnen konnte man jede Kategorie russischen hohen Ranges wahrnehmen. Neben dem aufgeblasenen, selbstbewußten, mit seiner Karri're noch nicht fertigem Staatsbeamten fällt auch ein hinfalliger Greis mit herabhängender Lippe und halberloschenem Blick auf. Sie ließen sich, ohne sich zu beeilen, mit einer gewissen Feierlichkeit auf die Hautenks nieder.

Da öffnet sich die zweite Seitenthür und diesmal treten, von Gendarmen geleitet, die fünfundsiebzig Angeklagten in den Gerichtssaal. Diese Verbrecher haben ein seltsames Aussehen. Die abgezeichneten Gesichter stehen zu ihrer Jugend in grellem Kontrast. Der Älteste ist noch nicht dreißig Jahre alt, der Jüngste ist kaum achtzehn geworden. Alle haben etwas bessere Kleidung angelegt. Alle sehen gewissermaßen feierlich aus. Es giebt unter ihnen auch hübsche, junge Mädchen; die Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hat, verleiht ihren Augen einen fieberhaften Glanz und bedeckt ihre Wangen mit krankhaften Farben. Lange Monate hatten diese jungen Leute in vollständiger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt verbracht und nun ist es ihnen beschieden, ihren Nächsten zu begegnen, die sie in der anwesenden bunten Menge erkennen. Eine nicht zu beherrschende, beinahe kindliche Freude drückt sich auf ihren Gesichtern aus. Sie vergessen augenscheinlich die furchtbar erregten, herankommenden Minuten: das bevorstehende Urtheil, das Urtheil, das sie auf viele, viele Jahre hinaus jedes Lebensgenusses berauben wird. In diesem Augenblicke vergessen sie Alles. Sie sehen voll Freude und Fröhlichkeit bloß die Thronen. Ungeachtet des Einspruchs der Gendarmen gelang es Vielen, die ihnen entgegengestreckten Hände zu drücken und einige Worte zu wechseln. Die Freunde und Verwandten können sich nicht beherrschen, als

sie sie erblicken — sie stürzen sich zu den Schranken mit freudigen Begrüßungen. Ich bin überzeugt, Niemand von denen, die im Gerichtssaal sich befanden, wird diese Augenblicke je vergessen können. Selbst die Herrschaften aus den höheren Kreisen, die längst die Fähigkeit einer starken Empfindung verloren haben, werden von der allgemeinen Stimmung ergriffen. Für einen Moment schenken sie ihre Sympathien den Angeklagten. Später aber, wenn sie nach Hause zurückgekehrt sind und die Zeit ihre Nerven beruhigt hat, erröthen sie mehr als einmal bei dem Gedanken an ihre Schwäche. Aber jetzt können auch sie sich nicht beherrschen, und viele von diesen ehrenwerthen Damen schwenken bei dem Anblick dieser schrecklichen Nihilisten die Taschentücher. Allein all das währt nur einen Moment; es gelingt den Gendarmen bald, die Ordnung wieder herzustellen und die Angeklagten an ihre Plätze zurückzuführen.

* * *

Die Verhandlung ist in vollem Gange. Der Staatsanwalt hält die Anklagerede. Ungeachtet der Wichtigkeit der darin vorgeführten Thatsachen überhören die Angeklagten seine Rhetorik. Sie blicken einander an und Jeder sucht seiner Stimmung, wenn nicht durch Worte, so durch Zeichen Ausdruck zu geben. Wie groß auch ihr bisher erlebtes Leid gewesen sein mag, wie schrecklich das sie erwartende Schicksal werden dürfte, im Augenblick waren sie ganz glücklich, wie wenn der Sieg schon auf ihrer Seite wäre.

Der Staatsanwalt war ein junger Mensch, der rasch Karriere machen wollte. Seine Verebtheit war daher sehr groß. Mehr als zwei Stunden lang entwirft er vor den Richtern ein düsteres Bild von der revolutionären Bewegung in Rußland. Er theilt die Angeklagten in Gruppen und findet in jeder die Möglichkeit, neue Unterabteilungen zu bilden, und das Alles thut er mit derselben Kühnheit und Schnelligkeit, mit der der Botaniker die Pflanzen seines Herbariums nach Art und Gattung bestimmt. Gegen jede Kategorie erhebt er eine besondere Anklage, aber die giftigen Pfeile seiner Verebtheit sind fast ausschließlich gegen fünf Angeklagte gerichtet. Von diesen fünf waren zwei — Frauen. — Die Eine ist ein ganz junges Mädchen mit einem bleichen, länglichen Gesicht und träumerischen, blaugrauen Augen; das ist die Tochter eines hochstehenden Beamten, die Kameraden nennen sie „die Heilige“. Die Andere ist älter, kräftiger, augenscheinlich größerer Natur; ihr breites, flaches Gesicht ist nicht schön und trägt den Stempel des Fanatismus und des Eigensinns.

Von den Männern ist Einer ein Arbeiter mit intelligentem Neukeren, der Andere ein Schullehrer mit allen Anzeichen der galoppirenden Schwindsucht, der Dritte, ein Student der Medizin, jüdischer Herkunft, Pawlenkow. Dieser ruft den Haß und die Entrüstung des Staatsanwaltes in besonderem Maße hervor.

Wenn die Rede auf Pawlenkow kommt, kann der Staatsanwalt seinen Zorn nicht zurückhalten; er schildert ihn als einen leidhaftigen Mephisto. Alle übrigen Angeklagten, behauptet er ferner, sind unzweifelhaft ein sehr schädliches Volk. Die Gesellschaft hat die Pflicht, sie im Interesse der eigenen Sicherheit zu beseitigen, allein hier muß man doch mildernde Umstände gelten lassen. Wie unsinnig die propagirten Theorien sein mögen, so glauben jene doch an sie, aber bei Pawlenkow kann man das nicht sagen.

Ihm ist die revolutionäre Propaganda nur ein Mittel, sich selbst zu erheben und die Anderen in den Schmutz zu versenken. Die Natur hat ihn mit einem außergewöhnlichen Verstand bedacht, er aber benutzte diese kostbare Gabe nur dazu, sich und die Anderen in den Abgrund zu stürzen. Nach dem Beispiel seiner französischen Kollegen schildert der Staatsanwalt Pawlenkows Lebensgang von der frühesten Jugend an. Er schildert uns den Angeklagten als einen ehrgeizigen Burschen, der bei armen Eltern aufwuchs, die keine Achtung verdienten. Diesen waren, behauptet er, alle moralischen Prinzipien fremd. Und

da sie selbst keine hatten, konnten sie dieselben den Kindern auch nicht einprägen, um ihre lasterhaften Instinkte zu bekämpfen. Ein reicher jüdischer Kaufmann, von der Intelligenz des jungen Samuel verblüfft, bringt ihn in eine Schule; Samuel lernt fleißig und erfolgreich, aber das Lernen entwickelt in ihm nicht die moralischen Gefühle. Er bekommt das Maturitätszeugniß und tritt in die medizinische Akademie ein. Das war offenbar für den armen jüdischen Jungen, dessen Brüder und Schwestern noch immer in Lumpen und barfüßig auf der Straße umherliefen, ein unerwarteter Erfolg. Aber statt Gott und seinem Wohltäter zu danken, begünstigt und entwickelt Pawlenkow jenes böse Gefühl, welches die Armut und Erniedrigung der Kindheit in ihm hervorgerufen hatten. Ihn ergreift nach und nach ein unbezähmbarer Haß gegen Alles und Alle, die höher als er stehen; er gebraucht seinen Verstand und seine Fähigkeiten dazu, um Einfluß auf diejenigen Kollegen zu erlangen, die besseren Familien angehörten als er. In seiner Seele pflügt er den Gedanken, wie sie für seine verbrecherische Gesinnung zu gewinnen wären.

Und in diesem Sinne spricht der Staatsanwalt ununterbrochen. Er schließt seine Rede mit der Bitte, das Gericht möge bei Pawlenkow die volle Strenge des Gesetzes walten lassen. Mit einem solchen Verbrecher wie er es ist, hat man kein Erbarmen.

Während der Staatsanwalt gegen Pawlenkow loszog, verfolgte ich aufmerksam das Gesicht des Angeklagten. In einem gewissen Sinne war sein Neukeres interessanter als das aller Anderen. Er schien an Jahren und Erfahrungen älter. Auf seinem Gesicht konnte man keine Spur von jener kindlichen Naivetät finden, welche die Gesichter der übrigen Angeklagten zeigten. Er war brünett, hatte scharfe jüdische Züge. Seine Augen frapirten durch Klugheit und Schönheit, aber ein bitteres, sarkastisches und zugleich sinnliches Lachen entstellte seinen Mund.

Seine rothen, dicken Lippen fielen durch ihren Kontrast mit dem oberen feingeschnittenen Theil des Gesichts unangenehm auf. Das Zucken der Gesichtsmuskeln und die raschen Handbewegungen zeugten von Pawlenkows Nervosität. Er war der einzige unter allen Angeklagten, der bei dem Anblick der Genossen nicht die geringste Freude bekundete; auch begegnete er beim Eintritt keinem einzigen thränenfeuchten Blick. Pawlenkow folgte aufmerksam jedem Worte des Staatsanwaltes und machte von Zeit zu Zeit auf einem Streifen Papier Notizen. Keine einzige zornige Neukerung machte ihn außer sich gerathen. Und würden sich nicht auf seinem Gesicht die nervösen Zuckungen gezeigt haben, so hätte man ihn leicht für einen gleichgültigen, wenn auch aufmerksamen Zuschauer halten können, der an dem Ausgang der Angelegenheit persönlich nicht theilhaftig ist.

Der Rede des Staatsanwaltes folgte eine einundeinhalbstündige Pause. Die Zuschauer und die Angeklagten verließen den Gerichtssaal. Die Senatoren und Advokaten eilten zum Frühstück und das Publikum begab sich in die nächsten Restaurants.

Die Sitzung wird wieder eröffnet und nun treten die Advokaten an. Es ist keine leichte Sache, in einem politischen Prozeß Vertheidiger zu sein. In der That, ein solcher Prozeß ist ein vorzügliches Mittel, hervorzutreten und sich einen Namen zu machen; dagegen braucht der Advokat in seiner Rede bloß eine Spur von Feuer oder eine Ueberzeugung an den Tag zu legen, und er fällt sofort der Kategorie der Verdächtigen anheim. Viele erinnern sich noch, daß auf eine berebte Vertheidigung einmal die administrative Verschönerung folgte.

Indeß kann man zur Ehre des Advokatenstandes sagen, daß sich in seiner Mitte stets Männer fanden, die hochherzig genug waren, sich den Angeklagten zur Verfügung zu stellen, und sogar ohne jede Aussicht auf Entlohnung. Auch in diesem Falle war es so; auch diesmal fanden sich Leute, die gern die undankbare und verantwortungsvolle Rolle des Vertheidigers übernahmen. Es fiel ihnen nicht ein, ihre Klienten zu entschuldigen und deren Theilnahme



Biegelträgerinnen bei Nimwegen. Nach einem Gemälde von Henry Luyten.

an der revolutionären Bewegung zu leugnen. Sie begnügten sich damit, die Motive ihrer Handlungen ins vorthellhafteste Licht zu stellen; sie entwickelten kühne Theorien und erlaubten sich nicht selten Ausdrücke, die in jedem anderen Prozeß — politische ausgenommen — nicht denkbar wären.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes versuchte es öfter, dergleichen hintanzuhalten. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Gleich darauf nahmen sie ihre frühere Rede wieder auf und sprachen nur noch kühnere und entschiedener Gedanken aus.

Die Sympathien des Publikums für die Angeklagten wuchsen stetig. Die Mitglieder der guten Gesellschaft, welche die Neugierde in den Gerichtssaal getrieben hatte, hörten bestürzt Dinge an, an die zu denken sie bislang auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit gefunden hatten: ihr Geist war nach dieser Richtung eben wenig geübt. Gerade so wie Wjera den Sozialismus für das einzige Mittel zur Lösung aller Fragen hielt, glaubten Jene nach dem Hörensagen, daß alle Ideen der Nihilisten in gewissem Sinne Wahnsinn wären. Sie lernten die berechtigt erörterten Ideen kennen und sahen, daß diese schrecklichen Nihilisten lange nicht jene Wunderthiere waren, welche ihnen ihre Phantasie oder Vorstellung malte, sondern daß es unglückliche, sich völlig verleugnende junge Leute sind; es ist also nicht zu verwundern, daß sich vor den Augen Jener eine neue Welt entfaltet und sie nicht mehr wußten, welche Gefühle für die Angeklagten zu hegen. Von dem früheren mißtrauischen und sarkastischen Verhalten war keine Spur mehr; die Sympathien für sie steigerten sich sogar allmählig und schienen in Enthusiasmus übergehen zu wollen. Bloss die Richter befanden sich auch weiterhin ihren gewohnten Gleichmuth. Die redegewandten Advokaten rührten sie wenig; sie hatten im Vorhinein ihre Instruktionen erhalten und man konnte sogar ihr Urtheil vorher sagen. Man konnte ihnen bloss von Zeit zu Zeit Zeichen von Müdigkeit und Apathie ansehen.

„Wann wird das Alles ein Ende nehmen?“ schienen ihre Lippen zu lispeln.

Der Abend bricht an, der Vorsitzende schließt die Sitzung. Am nächsten Tag werden die Debatten bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Und so geht es Tag für Tag eine ganze Woche lang. Das Interesse des Publikums nimmt nicht ab, sondern wächst sogar zusehends.

Zu den glänzendsten Vertheidigungsreden muß Pawlenkows Rede gezählt werden. Es ist wahr, auch ihm war ein Advokat nicht verwehrt worden, aber Pawlenkow entschied sich, auch von dem Recht der Selbstvertheidigung Gebrauch zu machen. In technischer Hinsicht war seine Rede unvergleichlich schlechter, als die vorher gehaltenen. Was ihr aber eine besondere Kraft und Bedeutung verlieh, das war ihre Einfachheit und das Unkünstlerische. Er schloß sie mit den folgenden Worten:

„Der Herr Staatsanwalt hat Ihnen gesagt, ich sei ein armer Bettelhude, und er hat Ihnen die Wahrheit gesagt; allein gerade deshalb, weil ich die Armut kenne und den Reichen der verachteten Nation entstamme, fühle ich mit allen denen mit, welche leiden und kämpfen. Als ich sah, daß es mir unmöglich war, mit gewöhnlichen Mitteln zu handeln, beschloß ich, zum Aeußersten Zuzucht zu nehmen, ohne erst darüber nachzudenken, ob es gesegensreich oder gesegenswidrig ist. Der Herr Staatsanwalt sagte Ihnen, wegen meiner Armut sei ich auch strenger als die Andern zu bestrafen — meineihalb, möge man Alles mit mir machen, was er will. Ich werde nicht um Ihr Mitleid bitten, da ich jenem Volke angehöre, welches gewohnt ist, zu leiden und zu dulden.“

Nach Schluß der Debatten entfernten sich die Richter behufs Fällung des Urtheils, das Publikum verblieb im Saale.

Nach zwei Stunden kehrten die Richter auf ihre Plätze zurück und der Vorsitzende begann leise und feierlich mit der Verlesung des Urtheils. Das währte ungefähr eine Stunde. Die Mehrheit der Angeklagten wurde zur Verschickung nach Sibirien oder in ein entlegenes Gouvernement verurtheilt, bloss die fünf erwähnten Angeklagten zu Zwangsarbeit

von fünf bis zu zwanzig Jahren. Wie zu erwarten war, wurde Pawlenkow mit einem größeren Strafmaß bestraft.

In den Regierungskreisen wurde dieses Urtheil einstimmig als nachsichtig bezeichnet; Alle hatten eine strengere Lösung erwartet.

Aber das im Saale versammelte Publikum dachte nicht so, empfand diesen Urtheilspruch als einen schweren, betäubenden Schlag. Eine Woche lang hatte es das Leben der Angeklagten mitgelebt, jeden von ihnen persönlich kennen gelernt und war in die verborgensten Winkel der Vergangenheit eines jeden eingedrungen. Es war daher schwer, ihrem Schicksal gegenüber gleichgültig zu bleiben; es war schwer, jenen Standpunkt einzunehmen, auf den sich so oft der Leser stellt, wenn er erfährt, daß irgend ein unabwendbares Unglück über eine ihm unbekannt Person hereinbricht.

Nach Schluß der Verlesung herrschte im Saal Todtenstille, nur Hie und da von Schluchzen unterbrochen.

Meine Blicke richteten sich unwillkürlich auf Wjera. Sie stand und hielt sich an den Schranken fest, war weiß wie Leinwand, ihre weit aufgerissenen Augen hatten jenen verwunderten, fast ekstatischen Ausdruck, den man auf den Gesichtern von Märtyrern beobachtet.

Die Menge ging langsam und stumm auseinander.

Draußen begann der Frühling. Von den Dächern rann Wasser herab und stieß in raschen Bächen die Trottoirs entlang. Reine, frische Luft drang in die Brust. Alle Erlebnisse der letzten Tage schienen nichts als ein Alpdruck gewesen zu sein, und es hielt schwer, an die Wirklichkeit des Geschehenen zu glauben. Wie im Nebel erschienen die Gesichtskontouren jener zwölf ohnmächtigen Greise, die längst alle Freuden des Lebens genossen und nun voll Ruhe und Befriedigung das Urtheil gesprochen hatten, welches das Korn des Glückes und der Freude von fünf- undsiebzig menschlichen Wesen abgemäht hat. Das konnte Jedem nur als bittere Ironie erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)



Altes und Neues aus dem Reiche der Tonkunst.

Von Adolf Lubnow.

II.

Volksscharakter und Tonkunst.

Wir sind es gewohnt, bei dem musikalischen Kunstwerk vor den Erzeugnissen jeder anderen Kunst einen gewissen weltbürgerlichen Charakter zu betonen, ja, die Musik schlechweg als „internationale“ Kunst zu bezeichnen. Bis zu einem gewissen Grade, und namentlich im Hinblick auf die starke, unmittelbare Wirkung der Musik, die sie auf ihre Hörer in allen Kulturländern gleichmäßig ausübt, ist diese Anschauung gewiß berechtigt. Die bildenden Künste und vor allem die Poesie sind in ungleich höherem Grade als die Musik an gewisse innere und äußere Voraussetzungen gebunden, um eine allseitige, ungeschmälerte Wirkung auszuüben. Das poetische Kunstwerk setzt zu seinem vollen Verständnis die Kenntniß der Sprache, in der es geschrieben, voraus; auch die beste Uebersetzung vermag bekanntlich ein volles Erfassen des poetischen Gehalts eines Kunstwerks, der ja mit der Sprache aufs Engste verbunden ist, nicht zu vermitteln. Bei einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Dichtungen aller Zeiten und Völker ist der poetische Gehalt so eng mit manchen, der heutigen Menschheit mehr oder minder unverständlichen Zügen nationaler Welt- und Lebensauffassung verknüpft, daß ein Erfassen des ersten ohne Kenntniß der zweiten nicht möglich ist. Um die indische „Sakuntala“, die griechische „Antigone“, aus der deutschen Literatur den „armen Heinrich“, in allen Einzelheiten verstehen und würdigen zu können, bedarf es neben der Beherrschung ihrer Sprache noch einer mehr als oberflächlichen

Kenntniß der kulturellen Zustände und des Geistes und Gefühlslebens weit entlegener Zeitepochen. Hingegen redet das musikalische Kunstwerk eine Sprache, die das Ohr jedes Kulturmenschen versteht und der es mit Freuden lauscht. Es bedarf zu seiner vollen Wirkung keines anderen Vermittlers als der Gesangsstimme und der Instrumente — beides Ausdrucksmittel, die den ausübenden Künstlern aller Kulturländer nicht minder eigen, als dem Publikum vertraut sind. Freilich ist die Musik die jüngste von allen Künsten; unter ihren noch heute bekannten und beliebten Erzeugnissen reichen wenige über das sechzehnte Jahrhundert zurück. Doch ähneln die Tonsätze der alten italienischen Meister, die deutschen und italienischen Volkslieder des Mittelalters, die Tanz- und Marchmusik des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts noch heute dieselbe starke Wirkung auf die weitesten Kreise aller Kulturvölker, wie zur Zeit ihrer Entstehung: sie sind über Raum und Zeit erhaben.

Leider hat man über der starken Betonung der allseitigen Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit der Wirkung des musikalischen Kunstwerks vielfach vergessen, daß sich diese „Internationalität“ durchaus nicht auf die Eigenart, den Inhalt des musikalischen Kunstwerks erstreckt, dieser sich vielmehr, und beinahe noch mehr in den späteren als in den früheren Epochen der Tonkunst, als getreues Spiegelbild vieler Züge des Nationalcharakters des Volkes, auf dessen Boden das Kunstwerk entstanden, darstellt. Schon in den verschiedenen Formen, in die sich das musikalische Kunstwerk bei den einzelnen Völkern zu kleiden pflegt, treten zumeist gewisse Züge der nationalen Physiognomie stark hervor; ungleich wichtiger ist freilich der Geist und die Individualität, die aus den musikalischen Gebilden spricht. Man hört die Stellung, die die drei führenden Völker in der Geschichte der Musik, das deutsche, italienische und französische, einnehmen, vielfach mit dem kurzen Schlagwort bezeichnen: Italien ist für die Geschichte der Musik das klassische Land der Melodie, Deutschland das der Harmonie, Frankreich das des Rhythmus. Schon in dieser kurzen Charakteristik, die freilich in ihrer Allgemeinheit viel zu weit geht, ist eine Reihe von nationalen Eigenthümlichkeiten, wie sie sich in der Musik der genannten Völker wieder spiegeln, eingeschlossen.

Italien ist das klassische Land der Melodie, der einstimmigen, unbegleiteten Tonreihe, in der sich Töne nach den Gesetzen des Zeitmaßes zu bestimmten charakteristischen Gruppen vereinigen. Die unbegleitete Melodie ist der einfachste und ursprünglichste Ausdruck musikalischen Denkens; in ihr spricht sich das Wesen der Musik am reinsten und vollendetsten aus. Die Italiener haben die ersten und gültigsten Muster abgerundeter schöner Melodien angefertigt und die musikalische Produktion des Weltmarktes, sowie den Geschmack des Publikums bis in unser Jahrhundert hinein erheblich beeinflusst. Freilich zeugt die italienische Melodie ebenso sehr von dem Schönheitsgefühl des italienischen Volkes und seiner Vorliebe für das Einfache, edel Plastische in der Kunst — Italien ist vor allen anderen Völkern als Erbe des griechischen Geistes zu betrachten — als sie seinen Mangel an Innerlichkeit und Vertiefung bekundet. Die italienische Melodie entzückt durch die Reinheit und Schönheit der musikalischen Linie, sie blendet und bezaubert; aber sie entbehrt gänzlich dessen, was wir Gemüth nennen und dessen Ausdruck wir auch in der Kunst ungern missen.

Deutschland ist das klassische Land der Harmonie. Erst die Harmonie, der Zusammenklang der Töne, vermag aus den musikalischen Elementen ein großes, vollendetes Ganzes zu schaffen und neben dem Nacheinander von Tongruppen, wie es die bloße Melodie bietet, ein Nebeneinander von Tönen und ihre Vereinigung zu immer neuen, abwechslungsreichen Klanggebilden zu bieten. Die vorzugsweise Ausbildung der Harmonie in Deutschland entspricht dem auf die Erfassung eines Dinges in seiner Totalität gerichteten, grübelnden Charakter des deutschen Geistes. Gerade in Deutschland ist die reine Instrumentalmusik, die die meisten harmonischen und polyphonen Elemente in sich schließt, und in der sich vor allen

anderen musikalischen Formen abstraktes Denken ausspricht, zur höchsten Blüthe gelangt. Italien hat zwar gewisse Formen der Musik, in denen harmonische und polyphone Elemente im Vordergrund stehen, wie die Sonate und die Fuge, zu schaffen vermocht, aber Deutschland ist es vorbehalten geblieben, sie auszubilden und zur höchsten Kunstvollendung zu reifen. Die führende Stellung im musikalischen Leben des italienischen Volkes nimmt noch heute das Lied ein, und jene musikalische Kunstform, die in Italien neben dem Volksgefang namentlich gepflegt wird, die Oper, stellt sich bis in unsere Zeit lediglich als ein Nacheinander von ein- und mehrstimmigen Gesängen dar, bei deren Begleitung das Orchester eine gänzlich untergeordnete Rolle spielt. Das Orchester ist in der italienischen Oper nicht Freund und verständnisvoller Theilnehmer an der Handlung, sondern dient nur zur Begleitung der Gesänge: nach seiner Stellung in der italienischen Oper wird es darum häufig nicht mit Unrecht als „große Harfe“ charakterisirt.

Wenn man Frankreich endlich als das klassische Land des Rhythmus bezeichnet, so ist hierin schon die Bedeutung des Landes für die Geschichte der modernen Musik angedeutet. Der Rhythmus ist nicht einer der integrierenden Bestandtheile der Musik als eines Ganzen, wie Harmonie und Melodie, sondern lediglich ein, freilich unentbehrliches, Element der musikalischen Linie. Frankreich steht unter dem um die Entwicklung der musikalischen Kunst verdienstlichsten Völkern erst in zweiter Reihe: seine Bedeutung für die Geschichte der Musik beruht nicht in der Auffindung neuer Kunstformen und in der Erschließung und Bebauung unbekannter Gebiete, sondern in der Entwicklung und Individualisirung gewisser Elemente schon ausgebildeter, gereifter Kunstformen. Wir nennen Rhythmus die nach bestimmten Gesetzen erfolgende Anordnung und Bewegung der musikalischen Tonreihen im Zeitmaß. Gerade in der französischen Rhythmik kommen gewisse Charakterzüge, die wir als vorwiegend dem französischen Geiste eigen zu betrachten pflegen, zum vollendeten Ausdruck: die unruhige Nervosität, die leichte Erregbarkeit und Reizbarkeit, das stete Verlangen nach Veränderung und Wechsel.

In dem Obigen ist nur ein Theil der Charakterzüge der genannten Völker, wie sie sich in der Musik wieder spiegeln, niedergelegt. Insonderheit ist die deutsche Musik, der hohen Bedeutung entsprechend, die sie seit drei Jahrhunderten für das gesammte Kulturleben unserer Nation hat, das treueste Bild vieler Eigenheiten, freilich auch mancher Wandlungen unserer Volksseele. Vor Allem legt die deutsche Musik, namentlich der beiden letzten Jahrhunderte, von der wunderbaren Fähigkeit des deutschen Volkscharakters, sich fremdländische Formen und Elemente anzueignen, um sie mit dem eigenen Geiste zu durchdringen und in der Verschmelzung fremder Formen und eigenen Geistes eigenartige, vollendete Kunstwerke zu schaffen, Zeugniß ab. Für die deutsche Dichtung hat diese Erscheinung längst die gebührende Beachtung gefunden, weniger für die deutsche Musik. Die weitans meisten Formen, in denen sich die deutsche Musik seit jeher zu bewegen pflegt, sind auf außerdeutschem Boden erwachsen, aber deutschen Künstlern ist es gelungen, ihnen, der ihnen eigenen, feststehenden musikalischen Architektur unbeschadet, das Gepräge deutschen Kunstcharakters aufzudrücken und sie zu allgemein gültigen Musterbildern ihrer Gattung zu stempeln. Ein nicht unbedeutender Theil der Anregungen, die Mozart, Beethoven und Schubert zu ihren höchsten Kunstschöpfungen begeistert haben, geht auf russische und ungarische Vorbilder zurück. Webers „Preziosa“ ist von gewissen Zügen des spanischen Nationalcharakters, wie sie ihren vollendeten Ausdruck in der spanischen Volksmusik, zumal im Tanzliede, gefunden haben, vollauf durchdrungen, und doch schlägt in diesem Werke die Muse der Weberschen Kunst zum ersten Male die sinnenden, blauen Augen auf.

Eine der eigenartigsten Epochen des deutschen Geisteslebens, die der Romantik, hat in der deutschen Musik einen noch weit vollendeteren Ausdruck gefunden, als in unserer Dichtung. Gerade zur

Wiedergabe jenes traumhaften Lebens und Webens in der Natur und des fast unbewußten Erfassens ihrer tiefsten Geheimnisse, der Stimmungen und Ahnungen jenes wunderbaren Dämmerreiches, das wir mit dem Namen „Romantik“ zu bezeichnen pflegen, eignet sich die Tonkunst ungleich besser als das gesprochene Wort. In ihrer unbestimmten und doch so beweglich zu Herzen gehenden Sprache vermag sie den geheimnißvollen Reizen der „mondbeglänzten Zauber- nacht, die den Sinn gefangen hält“, weit charakteristischeren Ausdruck zu verleihen, als die Wortsprache mit ihren fest ausgeprägten, scharf umrissenen Begriffen. Dieser romantische Zug ist nur dem germanischen, vornehmlich dem deutschen Charakter zu eigen: es ist durchaus nicht bedeutungslos, daß gerade jene Kunstwerke in unserer Musik, in denen er sich am reinsten ausspricht, im Auslande nie festen Boden haben fassen können. Trotz der wachsenden, erfreulichen Annäherung der romanischen Kulturwelten an die unserige, zu der ja gerade das zunehmende Verständniß für den Geist der deutschen Tonkunst bei unseren südlichen und westlichen Nachbarn so viel beigetragen hat, haben weder Webers „Freischütz“, noch Marschners „Vampyr“, noch Wagners „Fliegender Holländer“ bei romanischen Völkern auch um einen Theil der übergroßen Popularität, deren sie sich bei uns erfreuen, erringen können. Der von dem Allerweltskomponisten Meyerbeer mit genauer Kenntniß der gerade dem „Romantischen“ fröhnesten Geschmacksrichtung seiner Zeit ausgeklügelte „Robert der Teufel“ ist nur eine widrige Frage deutscher Romantik, und zu welcher ungeheuerlichen Karikatur des Weberschen Meisterwerkes die französische „Bearbeitung“ des „Freischützen“ wurde, die ihn dem französischen Publikum mundgerecht zu machen versuchte, hat Richard Wagner in seinen Schriften mit Worten herben Spotts und Tadel's dargethan.

Gewisse Züge des Nationalcharakters sprechen sich auch in der Art der vornehmlich gepflegten Kunstformen in den einzelnen Ländern aus. Deutschland weist seit jeher die größte Zahl und Mannigfaltigkeit der musikalischen Kunstformen auf. Der deutsche Volkscharakter hat jede, auch die kleinste musikalische Form, nach den ihr innewohnenden Gesetzen zu ergründen und nach allen Richtungen hin zu vertiefen und auszubauen gesucht. Daß auf diesem Wege auch gewisse Schwächen des deutschen Volkscharakters, vor Allem seine unliebsame Neigung zum Pedantischen, Schulmeisterlichen zum Ausdruck gekommen sind, soll freilich nicht geleugnet werden. — In Italien steht von den höheren Kunstformen noch immer die Oper im Vordergrund des musikalischen Interesses. Der Italiener ist der geborene Schauspieler: Gedanken und Empfindungen, für die uns das gesprochene Wort vollauf genügt, setzt er in Gesten und Gebärden um, jeder Gefühlsnuance weiß er einen mimischen Ausdruck abzugewinnen. Mit dieser Erscheinung steht einer der gerade uns Deutsche überaus empfindlich berührenden Grundmängel der italienischen Oper in engem Zusammenhange: die Vernachlässigung des dramatischen Ausdrucks in der Musik, die vielfach mangelnde Uebereinstimmung zwischen der Situation und dem Dichterwort und der musikalischen Phrase. Der Italiener sieht eben in der Oper kein musikalisch-dramatisches Kunstwerk; er verlangt von ihr kein großes einheitliches Ganzes, in dem sich in allen Theilen Wort und Ton zur vollendeten Wiedergabe des jeweiligen dramatischen Moments vereinen: für den italienischen Sänger — und mit ihm für das Publikum — ist die Oper nur eine Reihe von schönen, formvollendeten, in sich abgeschlossenen, im Uebrigen ziemlich charakterlosen Tonsätzen, in die er erst durch das Feuer seines angeborenen Temperaments und Spiels Farbe und dramatischen Ausdruck hineinträgt.

Frankreichs Stellung in der modernen Musik beruht vornehmlich in der Schöpfung zweier neuer musikalischer Kunstformen, der großen Oper und der Operette. Beide sind aus der Eigenart des französischen Volksgeistes heraus geschaffen. In der großen Oper, die ihre Vorwürfe zumeist bewegten, vom Kriegslärm durchtobten Perioden der Geschichte zu entnehmen pflegt, und die in den Hauptwerken

Aubers, Meyerbeers, Halévy's noch heute ihr dankbares Publikum findet, kommt der französische Hang am äußerlich Glanzvollen, seine Freude an prachtvollen Aufzügen und Evolutionen, seine Begeisterung für die militärische Gloire zum charakteristischen Ausdruck. Aus der französischen Operette, die ihren genialsten Vertreter in Offenbach gefunden hat, spricht die leichte Grazie und amuthige Beweglichkeit unserer westlichen Nachbarn nicht minder, als ihre pikante Frivolität und seine Spottlust.

Aus der Musik der slavischen Völker, namentlich der Russen und Polen, ist uns in den letzten Jahrzehnten ein nicht unbedeutender Theil ihres Melodienreiches, namentlich der Volkslieder, erschlossen worden. Der düsternen Vergangenheit des Volkes, seinen schweren Lebensbedingungen, seiner slavischen Unterwürfigkeit unter ein despotisches Regiment, seinem weiblichen, passiven Charakter entsprechend, entbehrt das russische Volkslied zwar nicht seelenvoller Innigkeit und Wärme, ist aber zumeist rhythmisch einförmig und zeugt selten von harmloser Freude und Heiterkeit, sondern nur von trüber Melancholie und schwermüthiger Sentimentalität.

Einen gänzlich anderen Charakter tragen die meisten polnischen Volkslieder. Der muthvolle, energische Charakter des Volkes, den Jahrhunderte heftiger Verfolgung und Bedrückung, ja selbst der Untergang des Reiches nicht zu beugen vermocht hat, spricht sich auch in seiner Musik aus. Seine Lieder sind nie sentimental; ein feuriger, stürmischer Geist lebt in ihnen allen, und wenn ihnen auch die gemüthvolle Innigkeit des russischen Volksliedes zumeist abgeht, so strömen sie dafür um so helleren, blendenden Glanz aus. Selbst die Klagen, in denen der Schmerz eines Volkes um seine entschundene nationale Herrlichkeit laut wird, tragen keinen resignirten, sondern das Schicksal von Neuem fest herausfordernden, muthigen Charakter.

Zum Schluß seien noch einige Worte über die eigenartige Kunst eines viel genannten, aber für uns noch immer in ein räthselhaftes Dunkel gehüllten Volkes gesagt — die Zigeunermusik. Wenn man von der Kunst irgend eines Volkes behaupten darf, sie stelle sich als getreues Abbild seines Charakters dar, in ihr spiegeln sich alle Regungen der Volksseele wieder, so ist es die Musik dieses wunderlichen Nomadenvölkchens, das nun schon seit Jahrhunderten unsere gesammte Kulturwelt rastlos durchzieht. Die Vergangenheit des Zigeunervolkes ist der Ausbildung irgend einer nationalen Kunst stets zuwider gewesen. Seit undenklicher Zeit als Auswurf des Menschengeschlechts Gegenstand allgemeiner Verachtung, erbarmungslos von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gepöbelt, hat es weder die nöthige Ruhe und Muße finden können, plastische Kunstgebilde irgend welcher Art zu schaffen, noch in der Geschichte seiner Altvordern Momente der Erhebung und heldenhaften Aufschwungs, die es zu poetischer Verklärung hätte begeistern können. So hat denn der ideale Trieb, wie er in jedem Volke schlummert und nach künstlerischer Verwirklichung drängt, in keiner anderen Form als in der Instrumentalmusik ausströmen können. Sie, von der Vögtl in seinem Buche über die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn sagt, daß sie „die Leidenschaften in ihrer eigenen Wesenheit leuchten und schimmern läßt, ohne sich an ihre Verfinnlichung in geschichtlichen oder erfundenen Gestalten zu binden“, hat allein das ganze Sehnen und Hoffen der Volksseele in sich aufzunehmen und ihm in Tongebilden von der größten Originalität und dem eigenthümlichsten melodischen Reiz künstlerischen Ausdruck abzugewinnen vermocht. Das ganze Wesen des Zigeunervolkes, sein unstätes, an keinen Ort gebundenes Wanderleben, seine leidenschaftliche Naturliebe, seine an Entbehrungen und Verfolgungen überreiche Vergangenheit, seine an keinerlei Gesetz und Vorschrift gebundene Lebensweise spiegelt sich in diesen sonderbaren Weisen mit ihren plötzlichen, abgebrochenen Modulationen, ihren wirren, krausen Verzerrungen, ihrer sprunghaften, im steten Wechsel begriffenen Rhythmik wieder.

Ziegelträgerinnen bei Rimwegen. (Zu unserem Bilde.) Der Amsterdamer Maler Henry Luntzen, der Schöpfer unseres heutigen Bildes, gehört zu denen, die nicht nur der Technik, sondern auch der Wahl ihrer Stoffe wegen mit Recht den Namen eines modernen Künstlers tragen. Gleich einem Max Liebermann, von dessen Schaffen wir unseren Lesern schon mehrfach Proben gaben, ist auch das Auge Henry Luntzens ganz auf die Gegenwart gerichtet, und die realistische Darstellung unseres heutigen sozialen Lebens, insbesondere des Arbeiterlebens, das, was ihn vor Allem reizt.

Dabei unterscheidet er sich vorteilhaft von vielen Seinesgleichen, die einseitig nur in der sogenannten „Arbeitsmalerei“ aufgehen, denen hauptsächlich das Mitleid mit den Nöthen und Nothzeiten des Proletariats den Pfad führt, ohne daß sich mit ihm ein tieferes Verständnis für die Bedeutung, für die Zukunft des werththätigen Volkes paart.

Dies Letztere aber gerade ist es, was aus den Bildern Luntzens zu uns spricht. Wir haben von ihm den Eindruck einer starken, kraftvollen Natur, die, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, im Geiste einer neuen Zeit wirkt und weht, die zu ahnen scheint, daß die Zukunft allein der Arbeit, der Arbeit der heute ausgebeuteten, unterdrückten Masse gehören wird.

Oder wie anders könnten wir uns das Interesse des Künstlers eben am Leben des werththätigen Volkes erklären, wie anders seine Fähigkeit, es mit einer Wahrheit und Sicherheit zu schildern, wie sie auch in unserem Bilde, den Ziegelträgerinnen bei Rimwegen, sich deutlich offenbart.

Die drei Frauen, wie sie unter der Gluth eines wolkenbedeckten Augusthimmels schweigend ihre Arbeit verrichten, mühsam sich Stein für Stein aufladen, um sie dem nahen Trockenstücken zuzutragen, die Bewegung der Hände, die Stellung der Beiden, die sich bücken, der müde, resignirte Ausdruck in dem Gesicht der Aufrechtstehenden — alles Dies ist mit einer Schärfe beobachtet, mit einer Vollkommenheit und zugleich solch liebevollem Interesse wiedergegeben, daß sicherlich bei Manchem unserer Leser der Wunsch entstehen wird, dem Schöpfer unseres heutigen Bildes noch öfter zu begegnen.

Von den wilden Thieren. Die Gefährlichkeit der wilden Thiere wird nach einem Vortrag des Professors Richard Lösch über das Leben in der Wüste übertrieben. Es sei, als fürchteten sie den Menschen. Die beste Schutzwaffe sei denn auch — wegen seiner Fremdartigkeit — der Regenkirsch, (—) gegen den weder Löwe noch Tiger anspringen. (1) Leute, die wirklich gesehen haben, wie ein Mensch von einem Tiger oder einer Schlange getödtet wurde, seien äußerst selten. Auch die stat. thischen Zahlen, mit welchen alljährlich der Verlust an Menschenleben durch wilde Thiere in Indien angegeben wird, entbehren einer zuverlässigen Grundlage. Dort wird Kopfsteuer erhoben, und wenn der unwillkommene Steuereinnahmer erscheint, so rentirt es sich, besonders in entlegenen Dörfern, sehr wohl, eine Anzahl Einwohner als vom Tiger gefressen oder von der Schlange gebissen anzugeben. Die Gefahr beim Anschließen wilder Thiere ist auch nicht wesentlich größer als bei uns. Wer bei uns ein Wildschwein anschießt und ihm unvorsichtig in den Weg tritt, darf sich nicht wundern, wenn er „geschlagen“ wird. So ist es auch dort, und im Allgemeinen gilt die Regel: Thu mir nichts, ich thu dir auch nichts. Mehr zu fürchten als die großen Thiere sind die kleinen, die Ueberfälle durch Bienen, die Bienen, Moskito's, Mäden, welche letztere übrigens nicht in den Tropen, sondern in den Tundren (moosbedeckten Sümpfen, Sumpfstrecken) am Eismeere die schlimmste Plage sind.

Zuekdoten von römischen Kaisern.

Als die Bevölkerung von Alexandria den von den Kaisern Aurelian und Robus hochgeschätzten Feldhern Saturninus nöthigten, seinerseits sich zum Kaiser erheben zu lassen, wich dieser dem Ansuchen zunächst aus, indem er nach Palästina ging. Als er aber nicht mehr widerstehen konnte ohne Gefahr seines Lebens, ließ er sich den kaiserlichen Purpur, das „Sterbekleid“, anlegen; weinend sprach er dabei: „Was thut Ihr doch? Ihr raubt dem Reiche einen nützlichen Bürger! Ich habe geholfen, Gallien (das heutige Frankreich) für das Reich zurück zu gewinnen, ich habe Afrika gegen die Mauren geschützt, ich habe in Spanien Ruhe und Ordnung wieder hergestellt: was hilft mir das Alles jetzt? Ich verliere an einem Tage Alles, was ich seit Jahren gewonnen habe. Zudem Ihr mich mit der Krone schmückt, wehlet Ihr mich dem Tode.“ So geschah es auch. Probus suchte den Saturninus zu schonen, den aber zwangen seine Soldaten, die noch mehr Weisende von ihm erpressten und unter ihm Beute machen wollten, seine Stellung zu behaupten. Er kam bei der Eroberung eines festen Platzes um, an den er sich zurückgezogen hatte.

Als Kaiser Hadrian, umringt von mehreren Nerzten, zum Sterben kam, sagte er lächelnd: „Die vielen Nerzte haben den Fürsten umgebracht.“

Kaiser Probus (276—282 n. Chr.) war als tüchtiger Soldat emporgekommen, weichte aber viel mehr zu friedlichem Walten, wobei er sich auch, z. B. bei seinen Bauten, Urbarmachen von Oebland und Sumpf, Stromregulierungen usw. seiner Soldaten als Arbeiter bediente. Ihm wird das Wort nachgesagt: „Ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo Rom keines Kriegsheeres mehr bedürfen wird.“ Das brach ihm den Hals. Beim Erobern eines Sumpfes in der Nähe von Sirmium (heute Mitrowitz) ergrimmten die Soldaten über die in dem Herbst 282 herrschende Hitze und ihre Strapazen bei der Arbeit, warfen die Werkzeuge weg und ermordeten den Probus. Als sie ihn umgebracht hatten, beweihten sie ihn und setzten ihm eine höchst ehrenvolle Grabinschrift.

Kaiser Diocletian hielt darauf, daß nicht Furcht vor den Nichtern die Unterthanen abhielt, gegen ergangene Urtheile Berufung einzulegen. Er sagte: „Wenn Du gegen das über Dich ergangene Urtheil keine Berufung einlegst, so müßten wir annehmen, daß Du Dich dabei beruhigt hast; denn Du hättest Dich unserem heiligen Hofe ohne alle Besorgnis nähern dürfen.“ Bitten um Bevorzugung irgend welcher Art wies der Kaiser zurück mit den Worten: „Es ist nicht meine Gewohnheit, Vortheile oder Vorrechte zu gewähren, die Andere nur bewacht haben.“ Eingriffe in den Rechtsgang, etwa durch die beliebtesten Begnadigungen späterer Zeiten, auch unseres Jahrhunderts, liebte er ebenfalls nicht; er entschied einmal in einem solchen Falle: „Dinge, die kraft eines bestehenden Gesetzes geschehen sind, dürfen nicht durch ein bürgerliches Reskript rückgängig gemacht werden.“

Selbsterkenntniß. Ein anderer jener Glückseligen, welche die kronenverleihenden Kriegsknechte der römischen Kaiserzeit zum Kaiser machten, hielt eine schöne Ansprache an seine „Wähler“: „Kameraden, Ihr verliert einen guten General und habt einen schlechten Kaiser auf den Thron erhoben.“ Freilich war es zuweilen gefährlich, sich der Erhebung zum Kaiser zu entziehen, wenn die Streitmacht einer römischen Provinz einen ihrer Feldhern dazu anrief.

Ein Casarenschicksal. Einer jener zahlreichen Eintagsfliegen des 3. Jahrhunderts n. Chr., Kaiser Marius, den nur drei Tage der Purpur zierte, einer jener Glückslosen, die entweder durch ihre Kriegsknechte zum Kaiser gepreßt wurden oder die Krone räuberisch an sich rißen, war ursprünglich Grobschmied. Als er Kaiser war, wollte ihn ein Mitgeselle aus der Schmiedewerkstatt von ehemals künftig und freundschaftlich mit Handschlag begrüssen. Der Emporkömmling wies jedoch diese Vertraulichkeit hochfahrend ab. Darüber empörte sich der ehemalige Kamerad dergestalt, daß er den einstigen Grobschmied und derzeitigen Kaiser, Marius, mit einem Schwerte erschlug, das Beide, der Mörder und der Gemordete, in gemeinsamer Arbeit hergestellt hatten.

Gedankensplitter.

Umsonst werden die Menschen lieben, umsonst glauben, wenn sie nicht vor Allen gerecht sind. Der große Fehler der besten Menschen, Generationen hindurch, war der, zu meinen, daß den Armen geholfen werden könne durch das Geben von Almosen, durch das Verdienen von Ausdauer und Geduld und durch alle anderen Mittel der Linderung und Versöhnung bis auf — die Gerechtigkeit.

Das Land ist das reichste, welches die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen nährt; der Mensch der reichste, welcher, nachdem er die Aufgaben seines eigenen Lebens auf das Vollkommenste erfüllt hat, sowohl persönlich als durch seine Besitztümer den weitesten hilfreichen Einfluß auf das Leben Anderer ausübt.

Das Wesen des Reichthums beruht auf seiner Herrschaft über die Menschen.

Was Reichthum zu sein scheint, ist in Wahrheit vielleicht nichts als der vergoldete Anzeiger weitreichenden Verfalls; eines Kaperers handvoll Gold, am Strande aufgefesenen, wozu er eine Flotte betrügerisch gelockt hat; eines Marktendens Bündel Lumpen, von den Leibern gefallener Soldaten zusammengerafft; die Kaufstücke für den Blutader, worin der Bürger mitammt dem Fremdling begraben werden soll.

Ueber „Majestätsbeleidigungen“ und „Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen“ erließ Theodosius der Große im Jahre 393 folgendes Reskript: „Wir untersagen es, Leute zu bestrafen, welche sich in Vätern gegen uns oder gegen die zur Zeit bestehenden Verhältnisse ergangen haben. Geschaß das aus Leichtsinne, so soll es mit stiller Betrachtung gefaßt werden; geschah es aus Albernheit, so wollen wir die Frevler mitleidig bedauern, geschah es aber aus Bosheit, so wollen wir ihnen großmüthig verzeihen.“

Einst klagte ein Denunziant beim Kaiser Julianus dem Abtrünnigen einen Bürger ehrgeiziger Pläne an, weil er ein Purpurgewand besaß. Julianus verfügte lediglich, daß der Denunziant dem Verdächtigten zur Bevollständigung seines Kostüms auch noch Halbstiefel von derselben Farbe liefern mußte.

Dem Kaiser Julianus Apostata machte Jemand, während er noch unter Constantius II. Feldherr war, Vorwürfe wegen seiner milden und gerechten Justiz, und fragte: „Welcher Schuldige wird nicht als unschuldig angesehen werden, wenn die einfache Abkennung genügt?“ Darauf antwortete Julian: „Wieviel Unschuldige werden als schuldig gelten, wenn lediglich die Anklage genügen sollte!“

Die Menschen können sicher und bestimmt nur dann geleitet werden, wenn man es versteht, ihre besten und edelsten Gefühle für sich zu erwärmen.

Ein Barbarenhauptling zur Zeit des römischen Kaisers Constantius II. im 4. Jahrhundert fragte seine Mutter: „Was soll ich thun, um berühmt zu werden?“ und erhielt die Antwort: „Jerschöre und tödte!“

„... Soll die Regierung besser sein als die Unterthanen, so muß lediglich das Gesetz, dieser Ausfluß der reinen Vernunft, regieren, nicht aber die Willkür eines Menschen, der möglicherweise nichts Besseres ist, als ein wildes Thier in einem Palaß.“

Julianus Apostata, in einem Briefe an Themistios.

Viele Staatsmänner sind wie Adam vor dem Sündenfall — sie schämen sich nicht, ihre Blüten zu zeigen. Die Deutschen aber besitzen eine solche Hundsbemuth, daß sie sich vor einem Minister beugen, so lange er da ist, und wenn er fortgeht, nennen sie ihn einen Spitzbuben.

Grillparzer.

In Staaten, wo die Herrscher Alles, die politischen Institutionen Nichts zu bedeuten haben, kann unter Umständen tiefer Fall ganz unmittelbar auf großartige Erhebung folgen. Turun, Geschichte des römisch-kaiserreichs.

Du darfst es mir glauben, mein theurer Vater, ein Kaiser, dem die Wahrheit planmäßig vorenthalten wird, ist sehr übel dran. Er ist nicht in der Lage, sich ganz selbstständig zu unterrichten und sieht sich gezwungen, nicht bloß zu vernehmen, was ihm vorgetragen wird, sondern auch seine Entscheidungen lediglich nach solchen Berichten zu treffen.

Kaiser Gordianus III. an seinen Schwiegervater Timotheus.

Schrikel.

Geldsüde lieben — seien wir gerecht! — Nicht minder sich als ihre Nachbarn schlecht. Zum Schacht verdammt, ein gleiches Schicksal harret Des Sklaven, der da gräbt, und dessen, der da scharret.

John Austin.

Rationalität.

Zu Aesops Zeiten sprachen die Thiere, Die Bildung der Menschen war so die ihre; Da fiel ihnen aber mit einmal ein, Die Stammesart sollte das Höchste sein. Ich will wieder brammen! sprach der Bär, In heulen ward des Wolfs Begehrt, Mich lästets zu bilden! sagte das Schaf, Nur einer, der bellt, schien dem Hunde brav. Da wurden allmählig sie wieder Thiere Und ihre Bildung der Bestien ihre.

Grillparzer.

Öffentliche Aemter.

Der Aemter Last ist groß, schwer sind die hohen Würden, Drum pflegt man beide gern den Eiern aufzubürden.

Daniel Georg Morhof.

Steuer.

Wie weise man auch sonst den Salomon geachtet, So hat er doch hierin nicht Alles recht betrachtet: Daß zu der Dinge Zahl, die niemals werden sollt, Die Steuer er nicht auch noch zugeschrieben hat.

Fr. v. Logau.

Auf den Selins.

Du lebst nicht wie Du lehrst, das ärgert die Gemein, Daß Lehr und Leben nicht bei Dir stumm überein. Sie irrt! Du bist im Recht, Du zeigst mit beiden, Durch Lehren, was zu thun, durch Thaten, was zu meiden.

Andreas Gryphius.

Sinz: Was doch die Großen Alles essen, Gar Vogelmeister, ein zehu Thaler werth. Kunz: Was — Nester? hab ich doch gehört, Daß Manche Land und Leute fressen. Sinz: Kann sein, kann sein, Gewattersmann, Bei Nestern fangen die nun an.

„Es ist doch jonderbar bestellt.“ Sprach Hänschen Schlaun zu Vetter Freizen, „Daß nur die Reichen in der Welt Das meiste Geld besitzen.“

Gotthold Ephraim Lessing.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasch, Leipzig, Oststraße 14, richten.